
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 123. Bromberg, den 14. Juni 1928.

Das Kollegium von Kleckerfeld.

Roman von Willy Harms.

Vertrieb: Carl Duncker-Verlag, Berlin W. 62.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Herr Körner war es seiner Stellung als Schulleiter schuldig, daß er sich bemerkbar machte. Die Zügel der Verhandlung drohten ihm zu entgleiten.

„Ich möchte die Gelegenheit ergreifen, Herrn Busacker das Bedauern des Kollegiums über seinen Weggang auszusprechen. Wir hätten ihn gern in unserer Mitte behalten."

Fräulein Bernhöft lächelte nachsichtig. Sie war alt genug, um die Tragweite derartiger Erklärungen zu ermessen; sie waren nicht ganz wörtlich zu nehmen.

Busacker verbeugte sich dankend. „Ich weiß diese Worte zu schätzen, Herr Körner. Ich bin gern in Kleckerfeld gewesen, um so mehr —" Verlegen brach er ab.

„Weiter!" witterte Heiden. „Was heißt um so mehr?"

„Um so mehr, als nicht überall Heidenleute herumlaufen!"

„Machen Sie keine Witze! Es ist etwas faul im Staate Dänemark!" —

Was faul war, erfuhr Heiden am Abend, als er ahnungslos im „Goldenen Stern" den Kleckerfelder Boten in die Hand nahm. Fast wäre er vom Billard gefallen, denn die Zeitung brachte dreimal den Namen Busacker. Oppen meldete zunächst im kurzen Depeschenstil die Versetzung Busackers nach Oberende, verkündete dann seinen Lesern, daß er mit den nächsten Nummern einige Bilder aus Kleckerfelds Vergangenheit, entworfen von dem geschätzten Mitarbeiter Busacker, bringen werde, und die Familiennachrichten enthielten die Verlobung dieses geschätzten Mitarbeiters mit Grete Moormann.

Die Bilder aus Kleckerfelds Vergangenheit blieben unter der Wucht der beiden anderen Nachrichten unbeachtet. Auch die Versetzung konnte sich an Bedeutung nicht messen mit der Familiennachricht, wurde nur entsprechend gewürdigt von Schützenbrüdern und deren Freunden, die mit gehobener Brust ihren Frauen den langen Arm der Zunft erläuterten. Aber sie fanden wenig Verständnis. Die überraschende Verlobung absorbierte alles. Busackers Verfehlungen erschienen in einem milderen Lichte. Und Frau Lobedanz sagte ihrem Mann, wenn Busacker sich eine Frau aus Kleckerfeld hole, so beweise das, daß er ein ganz vernünftiger Kerl sei, und ihretwegen könne er gern in Kleckerfeld bleiben.

„Dann hätte ich mir die Reise zum Minister schenken können!" giftete Lobedanz und lief erbost in den Laden. Es war hart, daß die eigene Frau seine Verdienste herabsetzte.

Am schlimmsten sah es im Erdmannschen Hause aus. Wie ein Huhn ohne Kopf lief Frau Erdmann umher. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen: sie hatte eine Riesendummheit begangen. Nach Oberende war Busacker versetzt — dann war er auch der Verlobte gewesen, den sie nach Kleckerfeld geschleift hatte. Sie hatte sich vor ihren Freundinnen blamiert. Was nützte es, daß Busacker zur Strafe versetzt war? Das war kein Pflaster auf ihre seelische Wunde. Ihr voreiliger Schluß mußte auch ungünstige Folgen für ihr Geschäft haben. Es war ihr nicht entgangen, daß Frau Moormann ihren Laden in den letzten Wochen gemieden hatte. Vielleicht ließ sich Verbogenes noch einrenken. Die teuerste Azalee kaufte sie in der Gärtnerei und schickte sie mit einem liebenswürdigen Brief in das Moormannsche Haus.

„Auch ein Beitrag, wie das Glück aussieht, das die lieben Nächsten uns wünschen," sagte Frau Moormann zu ihrer Tochter. „Aber nehmen wir die Menschen, wie sie sind."

Heiden kam ohne Blume, brachte aber ein fröhliches Gesicht mit.

„Sie tückischer Mensch!" schalt er, als er Busacker die Hand drückte. „Nicht die leiseste Ahnung habe ich gehabt!"

Frau Moormann antwortete: „Trösten Sie sich, Herr Heiden, ich bin auch überrascht worden."

„Haben Sie die Geschichte auch erst durch die Zeitung erfahren?" fragte Heiden interessiert.

„Das zwar nicht, aber gefragt worden bin ich auch nicht."

Behaglich zog Heiden an seiner Verlobungszigarre. „Sie haben sich wieder an den ungeschriebenen Gesetzen unserer Stadt versündigt, Kollege Busacker. Es ist in Kleckerfeld üblich, daß alle Verlobungsaussichten von unseren Mitbürgern abgewogen werden. Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Man hat als künftiger Ehemann der Öffentlichkeit irgendwie anzudeuten, wer die Erwählte ist. Erst wenn sämtliche Kaffeegesellschaften zu dem Plan Stellung genommen und Bedenken nicht geäußert haben, darf die Sache zum Schwur kommen."

„Ich werde in Zukunft Ihren Rat befolgen, Herr Heiden!" antwortete Busacker ernst.

„Du!" Einen leichten Schlag erhielt er von seiner Braut auf den losen Mund.

„Ich muß feststellen, daß die Verlobungsleute schon ganz normal miteinander umgehen können."

„Die Herrschaften haben in Oberende eine mehrwöchige Übung hinter sich," sagte Moormann und verstand sich zu einem Mienenzucken, das ein Lächeln sein sollte.

„Was wissen Sie denn, Herr Heiden, was unter Brautleuten normal ist?" fragte Grete Moormann. „Nur Erfahrung wird anerkannt!"

„Was aus einem gesitteten Mädchen werden kann, wenn es den Ring am Finger trägt! Sie wollen mir Sachkenntnis absprechen? Als Sie noch nicht auf der Welt waren, hatte man mich schon verlobt. Manche Verlobungen enden glücklich und manche mit einer Heirat. Die meinige hat glücklich geendet. Übrigens, Herr Busacker, jetzt ist es selbstverständlich, daß Sie aus unserm Kollegium ausscheiden."

„Warum?"

„Weil ich fürchte, daß durch verwandtschaftliche Beziehungen die Sachlichkeit unserer Debatten leidet. Ihre Debatten haben Sie fortan in Oberende auszufechten. Der Schulleiter ist Ihre Frau. Aus Erfahrung wissen Sie, daß man nur sprechen darf, wenn man vom Schulleiter das Wort erhält. Dies parlamentarische Ehesystem verbürgt ein ungetrübtes Glück!" —

Frau Auguste Pfau weinte vor Rührung, als sie ihren Mieter traf. Busacker mußte ihr eine halbe Stunde opfern und zuhören, wie es gekommen war, daß sie ihren Kornelius gekriegt hatte und nicht den haltlosen Verkäufer im Manufakturwarengeschäft, der auch ein Auge auf sie geworfen hatte. Sie war enttäuscht, als Busacker ihre Offenheit nicht vergalt. Sie hatte es erwartet. Aber die Männer waren unberechenbar. —

Auch die Wetterfahne der öffentlichen Meinung. Sie fing an zu flattern, als Oppen Busackers Ferienarbeit zu veröffentlichen begann, für die er als Honorar den freien Bezug der Zeitung auf die Dauer eines Monats erhalten hatte. Je mehr sich die Kleckerfelder in Kleckerfelds Vergangenheit hineinlasen, desto offensichtlicher wurde der Stimmungsumschwung.

Busacker erzählte von der verwitterten Eiche am Stadtwall, um die sich bisher kein Mensch gekümmert hatte. Sie hatte als junges Ding gesehen, wie die Schweden das Städtchen zerstört hatten. Die Mauer zu ihren Füßen war in den Pestjahren zerfallen, und ihre Reste, Felsen und Raseneisenstein waren später verwandt worden zum Bau der Scheunen und Ställe, die heute dem Ackerbürger Simroth gehörten.

In den nächsten Nummern des Kleckerfelder Boten ließ Busacker die Zeit lebendig werden, als der Kämmereihof draußen neben dem Pfarracker noch ein Nonnenkloster gewesen war. Nonnen mit Rosenkränzen hasteten über Dielen, die heute Kornkammern waren. Auf einem Platz, wo heute Pferde den Göpel zogen, hatte eine achtseitige Kapelle gestanden; mächtige Steinfliesen gaben Zeugnis von der früheren Bestimmung. Vielleicht ruhten unter den Fliesen die Gebeine vornehmer Äbtissinnen.

Auch die neuere Zeit fand in der Zeitung ihre Würdigung. Vor hundert Jahren war der Hof des Gastwirts Hinkeldey noch die Zentrale von Kleckerfeld gewesen. Es gab noch keine windigen Eisenbahnen, verläßliche Pferde zogen die Postkutsche und durften sich ausruhen in den großen Ställen Hinkeldeys. Denn Kleckerfeld war Station für den Pferdewechsel, also Knotenpunkt des Verkehrs. Die Reisenden gingen auf dem Hofe auf und ab und warteten geduldig, bis das Posthorn zur Weiterfahrt rief. Dann hatte die Regierung neumodische Chausseen gebaut, und weil die Stadtväter den Zuschuß verweigert hatten, war Kleckerfeld links liegengeblieben, und die Hühner auf Hinkeldeys Hof wurden nicht mehr durch fremde Gesichter beunruhigt.

Busackers Ausflug in die früheren Jahrhunderte hatte ungeahnte Folgen, veränderte sogar das Stadtbild.

An den Sonntagnachmittagen wanderten die Bürger hinaus nach dem Kämmereihof und umstanden den Göpel mit der großen Vergangenheit. Ganz Tapfere versuchten, die Steinplatten zu lockern, daß die Frauen ängstlich zurückwichen.

Dem Pächter Beerbohm ward die Lauferei über. Am nächsten Sonntag fanden die geschichtlich Interessierten um das Gehöft einen Zaun. So konnte man sich nur noch ferne Gedanken machen über Kleckerfelds nonnenreiche Vergangenheit.

Hinkeldey wußte die Konjunktur auszunutzen. Als Kleckerfeld eines Morgens erwachte, hing an seinem Hause ein neues Schild „Zum alten Posthof". In der Zeitung machte er die Umtaufe öffentlich bekannt und bat seine Freunde und Gönner um weitere wohlwollende Unterstützung seines neuen „Alten Posthofs".

Auch der „Gemeinnützige Verein von Kleckerfeld und Umgegend" konnte nicht mit geschlossenen Augen an allem Neuen vorübergehen; er beschloß einstimmig, unter der alten Eiche am Wall eine Bank aufzustellen, die für alle Zeiten den Namen „Schwedenbank" führen sollte.

Nur Lobedanz hielt nichts von der Zeitungsschreiberei. Denn Busacker hatte wohl alte Häuser erwähnt, Häuser, die der Stadt unwürdig waren, weil sie aussahen wie verhutzelte Marktweiber, aber des schuldenfreien Hauses von Lobedanz, das im letzten Jahre neu gestrichen war von oben bis unten, hatte er in feindseliger Weise nicht gedacht. Auch sonst hatte er durch die Veröffentlichung Ärger über Ärger. Brachte er gelegentlich das Gespräch auf sein Wirken bei der Regierung, so fand er nicht den gewohnten Widerhall. Nicht nur, daß es Leute gab, die seine Reise einfach vergessen zu haben schienen, als sei sie nie gewesen, einige Querköpfe scheuten sich sogar nicht, ihre Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit in Zweifel zu ziehen. Das Tollste erlebte er aber an Hinkeldey, der ihm sagte, er solle sich nur nicht einbilden, daß er Busacker aus Kleckerfeld weggeekelt habe; er wisse aus positiver Quelle, daß dieser sich lange vorher um Oberende beworben habe. Zur Regierung reisen und sich dort blamieren, das könne schließlich jeder, aber Vergessenes, z. B. einen alten Posthof, vom Staub der Jahrhunderte zu befreien, dazu reichten die Fähigkeiten eines Lobedanz denn doch nicht aus. Tiefsinnig ging Lobedanz umher und grübelte über Undank und Sucht der Menschen, Erhabenes in den Staub zu ziehen. Die Stadtverordnetensitzung gab seinem Gleichgewicht den Rest.

Nach Erledigung der Tagesordnung gab der Bürgermeister einen Brief des Professors Dr. Hartwig aus der Landeshauptstadt bekannt. Dieser schrieb, daß ihm zufällig eine Nummer des Kleckerfelder Boten in die Hände gekommen sei; dadurch sei er aufmerksam geworden auf die Reste des einstigen Nonnenklosters. Er habe die Hoffnung, daß eine Untersuchung noch Wertvolles ans Licht ziehen werde. Die Stadtverordneten horchten auf. Großes war im Werden. Die Wissenschaft war aufmerksma geworden auf Kleckerfeld, ein Professor wollte als Königssohn kommen und Dornröschen aus dem Schlaf befreien. Die große Welt konnte nicht mehr achtlos an Kleckerfeld vorbeigehen, große Zeitungen würden Bilder von Mauerresten und Wällen bringen. Es kam nach einem großen Gestern ein großes Morgen.

Man hielt den Atem an, als der Bürgermeister wieder das Wort ergriff.

„Meine Herren! Ein Bürger unserer Stadt ist Veranlassung dieses Briefes gewesen. Wenn der „Landesverein für Altertumskunde", dessen Vorsitzender Dr. Hartwig ist, die geschichtlichen Reichtümer unserer Stadt durchforschen will, so verdanken wir das ausschließlich Herrn Busacker. Es ist mir eine ehrenvolle Pflicht, ihm an dieser Stelle den Dank Kleckerfelds zum Ausdruck zu bringen, und ich bedaure, daß Herr Busacker sich zum ersten Oktober hat versetzen lassen. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß ihn zu diesem Entschluß auch Quertreibereien von Privatpersonen veranlaßt haben. Von Ihnen, meine Herren, erbitte ich die Ermächtigung, Herrn Busacker den Dank der Stadt schriftlich mitteilen zu können."

Bürgermeister Braun erntete ein allseitiges Nicken. Niemand dachte mehr an Strohmiete und eingeworfene Fensterscheiben.

XXII.

Rehabilitierung.

Lobedanz lief wie verstört durch die Räume seines schuldenfreien Hauses. Seine Stellung in Kleckerfeld war unhaltbar geworden. Seit der Stadtverordnetensitzung war es ihm, als sei er in die Acht erklärt. Briefträger und Waschfrauen streiften ihn mit einem mitleidigen Blick. Ein schier unmöglicher Gedanke wollte sich in ihm festsetzen: Kleckerfeld zu verlassen, sich irgendwo, wo niemand von seiner belasteten Vergangenheit wußte, eine neue Existenz zu gründen.

Da klingelte die Ladentür. Fast wäre Lobedanz vor Schreck geflüchtet, als Busacker und Grete Moormann vor ihm standen. Mit dem freundlichsten Gesicht sagte Grete Moormann: „Mein Verlobter möchte sich ein Paar Schuhe kaufen, bevor wir weggehen aus Kleckerfeld."

„Und da ist es ja eine Selbstverständlichkeit, daß wir an dem ersten Geschäft der Stadt nicht vorübergehen," bestätigte Busacker so harmlos, als habe es für ihn nie einen Esel namens Lobedanz gegeben.

Sofort war Lobedanz eitel Wonne. Dieser Besuch mußte ihm seine alte geachtete Stellung wiedergeben. Wenn sein Erbfeind sich zu ihm bemühte, ihm dadurch zu verstehen gab, daß er ihm die Hand zum Frieden reichte, dann konnte ihm niemand mehr die Entgleisung bei der Regierung verübeln. Er warf einen Blick durchs Fenster. Unerhörtes Glück hatte er. Draußen besichtigte Frau Mewins die Auslage und die Personen im Laden. Da konnte er sicher sein, daß morgen jedermann von der großen Aussöhnung wußte. Wenn der Landespräsident selber gekommen wäre, er hätte nicht aufmerksamer bedient werden können. Seine sämtlichen Vorräte schleppte Lobedanz herbei und subtrahierte sofort in Gedanken zwanzig Prozent vom Ladenpreise, nur um den Triumph auskosten zu können, daß Busacker sich auch wirklich zum Kauf entschloß.

„Die Schuhe sollen uns immer an Kleckerfeld erinnern," scherzte Busacker beim Weggehen.

Frau Mewins mußte es hören, wie Lobedanz in der Haustür sagte: „Sie werden unsern Ort in guter Erinnerung behalten?"

„Das werde ich!" antwortete Busacker.

—: Ende. :—

Der Ring.

Eine orientalische Geschichte von Alfred Dreßler.

In der ägyptischen Hafenstadt Alexandria lebte ein eifriger Handelsmann namens Aschud, der im Geschäftemachen das Heil seines Lebens erblickte. Nur ein einziger Begriff vermochte seine Teilnahme zu erwecken: er hieß Ware. Seit dem Tode seiner Frau begann seine zunehmende Abstumpfung gegen alles Menschliche, schließlich hatte er sogar kaum noch Augen für die zarte Schönheit seiner Tochter Fatme.

So kam es, daß Fatme ganz auf sich allein angewiesen war. Sie sehnte sich nach jemandem, bei dem sie den Widerhall ihres Wesens spüren könnte. Ihre Schönheit übte solchen Zauber aus, daß sich alte und junge Schwärmer vor ihrem Garten bemerkbar machten. Weil aber wahre Schönheit ihren Reiz niemals verschwendet, hielt Fatme alle Tore fest verschlossen. Nur einen gab es, Tyrteus, den sie ihrer Huld für würdig hielt.

In beider Wesen schwang der gleiche Ton. Auch Tyrteus hatte sein ganzes Herz zu Fatme getragen. Alexandria war ihm vorher als unliebe Stadt erschienen, verglichen mit dem väterlichen Piräus. Nun sah er noch mehr

Schönheiten darin, als es besaß. Aschud erfuhr von seines Kindes Umgang und ließ Fatme gewähren.

Eines Tages erschien bei dem Handelsmann ein vornehmer Maure und bot ihm einen Ring zum Kaufe an. Aschud betrachtete das Stück von allen Seiten, damit ließ sich ein lohnendes Geschäft machen, das hundert andere Verkäufe aufwog. Aschud fragte nach der Forderung, der Maure zögerte, schließlich sprach er: „Ihr wißt wohl, der Ring ist nach seinem Wert nicht zu bezahlen. Ich will kein Geld dafür. Um einen anderen Preis ist das Stück Euch feil." Aschud forschte gespannt: „Der wäre?"

Der junge, reich gekleidete Maure zögerte erneut: „Ihr habt eine liebliche Tochter, für diesen Preis erwerbt Ihr den Ring."

„Ein seltsamer Preis! Meine Fatme?" Aschud lachte. „Nennt mir die Münze, die ich Euch geben soll!" Der Jüngling blieb bei dem, was er gesagt. Münze gelte ihm nichts. Nur das Mädchen trenne ihn von dem Ring.

Das war dem alten Händler neu: ein Tausch mit Ware wäre nichts Seltenes gewesen, aber mit seinem Kinde? Da fiel sein Blick auf den Ring zurück, und das Verlangen, ihn zu erwerben, meldete sich von neuem. Ein ungeahnter Gewinn wäre in seine Hand gegeben. Fatme mußte ein Einsehen haben, wenn es des Vaters Reichtum galt. Er bat den Mauren, am andern Morgen wiederzukommen. Am Abend, nach der Gebetsstunde, eröffnete er seiner Tochter den Plan. Sie hörte ihn bis zu Ende an: „Du willst deine Fatme verkaufen, Vater?"

„Bedenke, der Ring ist so wertvoll, wie ich noch nie einen sah." Die Ahnungslose hielt das Ansinnen immer noch für Scherz, bis sie erfuhr, am nächsten Morgen müsse sie sich entscheiden. Da bedeutete sie dem Vater, daß Tyrteus sie freien werde und sie ihm im Herzen schon jetzt gehöre. Der Fremde sollte sich keiner Hoffnung hingeben, wenn auch der Ring ein geschicktes Mittel zum Zweck wäre.

Aschud gab den verheißenden Gewinn noch nicht auf. Nach vielen Reden brachte er seine schwache Tochter so weit, daß sie sich in ihr Schicksal ergab.

Am nächsten Morgen erwartete Aschud voll Hoffnung den Mauren. Aber der Maure kam nicht. Der Alte ahnte Böses. Er begann unruhig zu werden.

Endlich kam der Jüngling herbeigestürzt: „Habe ich gar bei Euch den Ring gelassen?" Er war verzweifelt. „Bei mir? Den Ring? — Nein!" Der Maure blickte bestürzt vor sich hin: „Dann weiß ich nicht mehr, wo ich ihn suchen soll." Der Ring war verloren gegangen. Nun machte auch Aschud ein betrübtes Gesicht.

Fatme, für die ihre Dienerin heimlich alles erforscht hatte, faßte neuen Mut, als sie von dem Verlust des Ringes hörte.

Aschud riet dem Mauren, sich an den Wesir zu wenden, damit er den schweren Verlust bekannt geben ließe. Dem Fassungslosen leuchtete der Vorschlag ein. Vielleicht würde sich der Finder melden. Als Belohnung setzte der Jüngling zwei dickbauchige Beutel voll klingender Münzen aus. Bald wußte ganz Alexandria von dem ungeheuren Verlust. Das verpfuschte Geschäft stimmte Aschud übellaunig.

Fatme ließ Tyrteus durch ihre Dienerin holen und berichtete ihm hoffnungsfreudig von dem Vorfall. Sie erstaunte nicht wenig, als dieser antwortete, er — habe den Ring nicht weit von Aschuds Hause gefunden! Er würde sich beim Wesir die Belohnung holen. Die kluge Tochter des Handelsmannes aber suchte ihn davon abzubringen und riet, daß sie selber den Ring an ihren Vater auslieferte, damit dieser die Belohnung erhielte. Ihr zuliebe willigte Tyrteus schließlich doch in den seltsamen Handel. Aschud glaubte zu träumen, als er den vermißten Ring wieder in der Hand hielt. Das Geschäft war also doch nicht verloren. Vor Freude umarmte er Fatme, die nur schwer ein jubelndes Lachen verbarg, eilte zum Wesir, empfing die beiden prallen Beutel, stürmte nach Hause und umarmte die Tochter ein zweites Mal. Da verlangte Fatme ihren Anteil an der Belohnung und nannte ihn mit dem Namen: „Tyrteus." — Der Händler verstand nicht: „Tyrteus?" — „Ja! ihn will ich zum Gatten, er sei mein Anteil."

Aschuds Kopf sank herab. Daran hatte er nicht gedacht. Aber Fatme und Tyrteus bestanden auf dem, was sie wollten. Um den Vater zu überzeugen und ihm frohe Laune zu bereiten, wies Fatme auf die Beutel und sagte: „Vater, erst zähle einmal, was du hast — dann berechne, was du hättest haben können!" Er schüttelte den Inhalt der Beutel auf den Tisch, während die beiden die Zeit nicht ungenutzt ließen, sondern innigster Liebe holdseligen Ausdruck verliehen.

Als Aschud nach einiger Zeit zu Ende war und mit den Augen das viele Geld überschaute, sagt Fatme zu ihm: „Nun, Vater, verlangst du noch mehr von deinem Kinde?" „Nein, Fatme, ich bin's zufrieden! Wähle dir Tyrteus und werde glücklich mit ihm!" —

Wieder am anderen Morgen stand der Maure glücklich vor Aschuds Hause, der sich aber nicht sprechen ließ. Der Jüngling ließ sagen, es handle sich um den wiedergefundenen Ring! Aber er bekam den Bescheid: „Ich habe an Eurem Ringe mehr verdient als ich geahnt. Jetzt habe ich genug." Der Maure mußte mit seinem Ring abziehen. Er sah an Aschuds Haus hinauf und ballte die Faust. Da klang von dem Söller ein helles Mädchenlachen herab, so daß er errötete und sich eilends aus dem Staube machte. Oben stand eine Glückliche, Dankbare, von eines Siegers Arm umschlungen.

Pflicht.

Skizze aus dem Bergmannsleben von **Joseph Stoffel.**

Sonntagnacht. Dunkel und still liegen die Strecken, in denen sonst so reges Leben pulst. Nur leise knistert 's hin und wieder im Gebirge, knackt hier und da ein Stempel wie aufstöhnend unter ungeheurer Last. Leise raunend streichen die Wetter, der stets bewegte Atem der Grube durch die leeren Baue. Stille —

Von fernher hallt der dumpfe Schlag einer Wettertür. Stärker wirbelt sekundenlang ein kühler Luftzug. Ganz hinten am Ende der langen Strecke tänzelt ein winziges Lichtpünktchen. Der Wettermann macht wie allnächtlich seine einsame Runde. Er prüft den Odem der Tiefe, spürt nach giftigen und matten und — schlagenden Wettern, dem schwarzen Tod. —

Langsam war der alte Pahlke nähergekommen. Gespensterhaft verhallen seine Schritte im Dunkel. Fahl gleitet der gelbe Schein seiner Wetterlampe an den Stößen entlang. An der Streckenkreuzung nach Flöz A macht er Halt, läßt sich auf einer am Streckenstoß stehenden Gezähekiste nieder, zieht das Wetterbuch hervor und malt seine Zeichen hinein: Ort 1 rein, Ort 2 rein, Ort 8 rein ... Ort 17 rein ... So, jetzt noch das Wetteraufhauen in Flöz A, dann hat er für heute seine Pflicht wieder getan. Das verwünschte Aufhauen! 200 Meter auf den Knien in dem niedrigen Loch hinauf und wieder hinunter! Kein Pappenstiel für seine alten Knochen! Die 35 Jahre Bergmannszeit machen sich doch allmählich bemerkbar! Er zieht seine Uhr. ½5! Noch einige Minuten kann er verweilen. —

Wenn doch das Aufhauen erst an der Wettersohle durchschlägig wäre, dann könnte er seinen Weg zum Schacht gleich dorther nehmen, brauchte nicht erst den langen Weg zurück und dann den Blindschacht hinauf zu klimmen! —

Ob er sich das Aufhauen nicht heute überhaupt erspart? Er lauscht mit vorgestrecktem Kopf in das Dunkel hinein und vernimmt das leise, monotone Surren des Ventilators in der Luttenleitung. Der ist also in Ordnung. —

Aber wenn — wenn dort oben nun doch Feuer stünde, und die Kameraden der Frühschicht kommen, nehmen ahnungslos ihre Arbeit auf und — — ah — — —.

Der alte Pahlke springt auf. Mit energischen Schritten, als wolle er die lockenden Gedanken von sich schütteln, biegt er in die Flözstrecke ein. Sollte er heute seine Pflicht, die er seit Jahren als Wettermann gewissenhaft erfüllt, versäumen? Nein! — Prüfend streift sein Blick die Gesteinstaubsperre — alles in Ordnung! Dann kriecht er auf Händen und Füßen im Aufhauen hoch, 50 Meter — — 80 Meter — — 100 Meter! Schnaufend hält er einen Moment inne. O diese Hitze! Seltsam, da doch der Ventilator läuft! —

Weiter und weiter kriecht er — 150 Meter — — Trüber wird der gelbe Schein der Lampe. Wie eigenartig das Flämmchen zuckt! Doch nicht etwa —? Langsam schraubt er den Docht herab, daß die Flamme ganz klein wird. Halt, was ist das — die zarte blaßblaue Aureole über dem gelben Kern des Flämmchens? Das sind — wahrhaftig: Schlagwetter!

Die Lampe vorsichtig haltend, den Blick starr auf das Licht gebannt, als traue er seinen Augen nicht, schiebt er sich vorsichtig tastend weiter. Höher und höher züngelt die bläuliche Aureole. Da — jetzt hat sie den Deckel des Drahtkorbes erreicht — jetzt erlischt der gelbe Kern, und gierig leckend erfüllen die blauen Flammen den ganzen Drahtkorb. Das ist Gefahr! — Gefahr!! Eine heiße Welle fühlt der Alte über seinen Körper schauern, dann wieder überrieselt es ihn eiskalt. Sein Atem geht keuchend. Herrgott, jetzt nur nicht zittern! Eine einzige unbedachte Bewegung mit der Lampe und . . .

Mit ruhiger Bewegung birgt er sie unter seinen Rock, so die blauen, wogenden Flammen erstickend. Dann beginnt er den Rückweg, sich durch das Dunkel tappend. Hier und da stößt er mit dem Kopf gegen einen Stempel, schürft sich in der Hast die Knie blutig an spitzen Kohlenstücken. Was tut's! Weiter, weiter! Dort oben sitzt der Tod und streckt seine gierigen Krallen aus nach ihm und den Kameraden, die bald kommen werden. —

In der Strecke angekommen, zündet Pahlke sein Licht wieder an und springt zum Ventilator. Das Ventil auf, damit das Flügelrad in rascherem Lauf frische Luft nach oben treibe, das gefährliche Gasgemisch abzublasen! Er dreht und dreht, doch das Rad im blechernen Gehäuse summt eintönig seine schwache Melodie weiter. Was, was ist das?! — Keine Luft?! — Er läuft zurück zum nächsten Ventil in der Preßluftleitung. Merkwürdig, es ist auf! — Weiter, zum Blindschacht! Das Hauptventil! — Er läuft, daß ihm die Lungen schmerzen. — Das Ventil ist ganz geöffnet!! — Wieder eilt er zurück zum Aufhauen, untersucht den Ventilator, dreht und fingert am Ventil — immer das gleiche, eintönige, schwache Surren! — Doch, was ist das? — Ein leises, zartes Pfeifen in der Leitung, als ob sich die stark gepreßten Luft durch zu enge Öffnungen pressen müsse! — Das Ventil verstopft! Das kann er nicht ändern. Sofort zu Tage! Meldung machen, ehe es zu spät ist! Mit raschem Griff zieht er seine Uhr: ½6. Um 6 Uhr ist Seilfahrt! Mit zitternden Händen treibt er einen Nagel durch zwei kreuzweis übereinandergelegte Holzstücke und hängt sie am Streckeneingang auf. Das bedeutet für die Kameraden: Achtung! Gesperrt! Dahinter lauert der Tod! . . .

Auf der Steigerstube sitzt Reviersteiger Kesten, bereits in Grubenkleidung wie die Kollegen, an seinem Platz und trommelt mit ungeduldigen Fingern auf die Tischplatte. Wo nur Pahlke, der Wettermann, bleibt? Die Leute der anderen Reviere haben bereits ihre Meldung gemacht, eine eigene, nervöse Unruhe befällt ihn. Es wird doch nicht etwa Außergewöhnliches . . .

Der Wettersteiger tritt an ihn heran. „Wie stehen die Arbeiten im Wetteraufhauen?" — „Nach der letzten Messung von Sonnabend trennen uns etwa 8 Meter von der Wettersohle." — „Die Arbeiten müssen unbedingt beschleunigt werden. Der neue Wetterweg ist für die Aufrechterhaltung der ordnungsmäßigen Bewetterung Ihrer Abteilung von allergrößter Wichtigkeit, da der alte . . ."

Da stürzt Pahlke herein, der Schweiß rinnt ihm in dicken, schmutzigen Tropfen über das kohlenstaubschwarze Gesicht. Sein Atem geht keuchend, die Knie zittern. Nur mit äußerster Mühe hält er sich aufrecht, bis er in kurzen, hastig abgerissenen Worten seine Meldung gemacht. Dann verlassen ihn die Kräfte, und er sinkt auf einen schnell herbeigeschobenen Stuhl.

Eine kurze Besprechung zwischen dem Wettersteiger und dem Reviersteiger Kesten. Dann eilt dieser mit raschen Schritten über den Zechenplatz zum Schacht, wo die bereits teilweise versammelte Belegschaft der Anfahrt harrt. Schnell winkt er einige seiner Leute und den Revierschlosser heran. Schon erklingen vom Schacht helle Signale, und im nächsten Augenblick senkt sich der Förderkorb mit ihnen in sausender Fahrt in die Tiefe. —

Etwa zwei Stunden später. Wettermann Pahlke hat sich von seinen Anstrengungen notdürftig erholt, gebadet und für den Heimweg umgekleidet. Die ganze Zeit weilten seine Gedanken bei den Kameraden in dunkler Tiefe. Würden sie in heißem Ringen der Naturgewalt Herr werden, oder ...?

Als er an der Markenstube vorbeigeht, winkt ihm der Beamte zu: „Pahlke, soeben kam aus der Grube die telephonische Meldung für den Betriebsführer, daß jede Gefahr beseitigt ist und die Arbeiten ihren gewohnten Fortgang nehmen können."

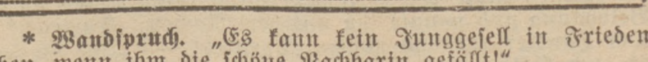
Ein tief empfundener Dank entringt sich der Brust des Alten. Dann geht er heim, müde, alt. Nicht erhobenen Hauptes wie ein Held — er tat ja nicht mehr als jeder Bergmann täglich tut: Seine Pflicht!



* **Das hartherzige Paris.** Amerika ist das Land der „Sonderlinge" und „Sonderwochen" und sucht seine Ideen auf die ganze Welt zu übertragen. Von Amerika kam die Einrichtung der „Muttertage", der „Vatertage", der „Gesundheitswochen" und ähnlicher Veranstaltungen, die bald auch in den europäischen Ländern aufgenommen und nachgeahmt wurden. Jetzt ist als Neuestes die Parole der „Woche der guten Taten" ausgegeben worden, in welcher Damen der Gesellschaft mit Lebensmittelkörben und Geldbörsen in die Häuser der Armen gehen sollen, andere sollen die verirrten und herrenlosen Hunde und Katzen sammeln und ihnen „Paten" suchen, wieder andere sollen Erbauungsbücher in den Gefängnissen verteilen und Ähnliches mehr. In verschiedenen großen Städten des Kontinents ist der Gedanke einer solchen Wohltätigkeitswoche mit Begeisterung aufgenommen worden. Nur Paris weigert sich, die Idee aufzugreifen, und der Versuch, eine solche „Woche der guten Taten" dort zu organisieren, ist elend ins Wasser gefallen. Wie geht das zu? Sind die Pariser so hartherzig? Haben die Pariser Damen keine Lust, Wohltätigkeitskörbchen zu tragen, Hunde und Katzen zu beschützen und Frömmigkeit in den Gefängnissen zu verbreiten? Paris liebäugelt doch sonst stark mit Amerika, und es gilt als „dernier chic", amerikanische Sitten und Bräuche nachzuahmen. Woher nun plötzlich der Widerstand gegen die neueste amerikanische Mode? Der Grund ist überraschend! Die Durchführung der „Woche der guten Werke" bedarf der polizeilichen Genehmigung, und wenn diese erteilt würde, so würde damit eine uralte französische Verfügung wieder rechtskräftig, die aus dem 15. Jahrhundert stammt und eine ähnliche Einrichtung, und zwar den „Monat der guten Werke" wieder aufleben lassen könnte. Während dieses Monates der guten Werke, der alljährlich stattzufinden hat, darf, wie die alte Urkunde darüber besagt, „kein Mann sein Weib züchtigen, und so sie Wünsche äußert, es seien diese nun Kleidung, Schmuck oder Spezereien, so soll er ihr nach seinem Vermögen zu Willen sein. Welcher Ehemann dies Gebot nicht beachtet, der soll verkehrt auf einem Esel reitend durch die Stadt geführt werden, und die Weiber sollen ihm Backenstreiche geben!" Vor dieser Aussicht scheuen sich die Pariser, weniger vor dem Eselreiten und den Backenstreichen, als vor dem Geschenke-machen-müssen nach ihrem Vermögen, denn das ist ein — dehnbarer Begriff in der Stadt der Moden!

*

* **Der ungezogene Amor.** In England hält man auf Reputation und gute Manieren mehr als anderswo. In der Verborgenheit des stillen Kämmerleins kann geschehen, was da will, aber sobald die Öffentlichkeit „Anstoß nimmt", ist der Sünder gerichtet. Die englische Öffentlichkeit nun ist außerordentlich prüde und nimmt sehr leicht Anstoß, und von den hieraus entstehenden unangenehmen Folgen bleiben selbst hochgestellte Persönlichkeiten nicht verschont. Das mußte jüngst auch ein ehemaliges Mitglied des britischen Parlamentes, Sir Leo Money, erfahren. Der würdige Herr hatte sich, obgleich nicht mehr der Jüngste, noch einmal von Amors Pfeil getroffen gefühlt und sich an einem lauen Frühlingsabend mit seiner Angebeteten, einer hübschen Stenotypistin, flirtenderweise in den Hyde-Park begeben. Aber „die hohe Polizei — die fand was dabei", sie störte das Idyll mit rauher Hand und bedachte den Lord wie sein Liebchen mit einer Strafanzeige wegen „grober Ungebühr". Der Richter freilich bekundete menschliches Verständnis; er schenkte den Versicherungen des Paares, sich in keiner Weise unpassend oder anders betragen zu haben, als ehrbare Liebespaare dies gemeinhin zu tun pflegen, Glauben und schlug die Anklage nieder. Damit war aber wiederum die englische Polizei nicht einverstanden, die sich in ihrer Mission, die Moral des englischen Bürgers zu sichern, beeinträchtigt fühlte. Man nahm also kurz entschlossen die junge Dame fest und unterzog sie einem hochnotpeinlichen Verhör von fünfstündiger Dauer, um festzustellen, ob wirklich nichts Unpassendes vorgefallen sei. — Die Sache kam vor das Parlament und hat sich zu einem Riesenskandal ausgewachsen. Die Fortschrittsparteien sagen, daß es eine Schande sei und den Gebräuchen des Mittelalters entspreche, die persönliche Freiheit eines harmlosen Liebespaares in solcher Weise zu verletzen. Die Anhänger der „alten Richtung" dagegen beharren auf ihrem Standpunkt. Einig sind sich nur alle darüber, daß es in England wenigstens nicht empfehlenswert sei, abends im Park bei Mondenschein, Fliederduft und Nachtigallenschluchzen auf einer Bank zu flirten. Amor, der ungezogene Junge, bringt einen in die größten Verlegenheiten.



* **Wandspruch.** „Es kann kein Junggesell in Frieden leben, wenn ihm die schöne Nachbarin gefällt!"

*

* **Verplappert.** „Ein großes Vergnügen, zu sehen, wie sicher und gewandt sich Ihre Tochter benimmt." — „Sie ist ja auch außerhalb erzogen worden."

*

* **Anzüglich.** „Weiß einer von euch ein Sprichwort?" — Nach langem Schweigen hebt endlich der kleine Heinz den Finger: „Ein Dummer kann mehr fragen, als ein Weiser beantworten kann!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.